Zeitschrift: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen

Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen

Band: 14 (1938)

Artikel: Der Rheinfall in englischen Reiseberichten des 18. und 19. Jahrhunderts : Vortrag

Autor: Hauser, Sylva

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-584403

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

2.

DER RHEINFALL
IN ENGLISCHEN REISEBERICHTEN DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS.

Schaffhausen.
Cataracta
Rheni.

(VORTRAG, GEHALTEN IN DER NATURFORSCHENDEN GESELLSCHAFT IN SCHAFFHAUSEN AM 8. MÄRZ 1936)

VON

SYLVA HAUSER.

Mit Titelbild und 3 Tafeln.

4. Abhandlung über den Rheinfall.

Meine Damen und Herren!

Sie werden fragen: Reiseberichte — warum ausgerechnet im 18. und 19. Jahrhundert? Aus dem sehr einfachen Grunde, weil man erst Ende des 17., anfangs des 18. Jahrhunderts anfängt, Landschaft als solche und um ihrer selbst willen zu sehen und zu werten, weil diese Zeit recht eigentlich die Epoche ist, da man um der Landschaft willen zu reisen beginnt.

Man reist ja schon im Mittelalter. Kaufleute, Schüler, Pilger sind auf der Straße. Aber das Reisen ist zweck- und zielgebunden. Die Freude am Unterwegssein hat man noch nicht erfaßt. Die Landschaft interessiert nur insoweit, als sie sich der Erreichung dieser Ziele entgegenstellt: mit Grauen wird von Bergen und Flüssen berichtet, die es zu überqueren gilt. Wo landschaftliche Phänomene nicht am Vorwärtskommen hindern, werden sie gewöhnlich gar nicht erwähnt. Pilger, in ihrer Weltabgewandtheit, bemerken überhaupt nichts von der äußern Natur: Es ist die Zeit, da der Hl. BERNHARD, gottversunken, am Vierwaldstättersee vorbeizieht, ohne ihn auch nur zu sehen. Andrerseits ist die erste Erwähnung des Rheinfalles, im 10. Jahrhundert, gerade mönchischer Phantasie zu verdanken — einer Phantasie, die den Fall nicht als Naturerscheinung, sondern nur als mystisches Symbol erfassen kann. Es ist die Geschichte von Bischof KONRAD VON KONSTANZ und dem Hl. ULRICH, die über dem Rheinfall zwei Vögel beobachten, Seelen in Taubengestalt, die dort ihre Reinigung durchmachen. (S. F. ZEHENDER, „Der Rheinfall im Lichte der Naturanschauung verschiedener Zeitalter". Zürich 1866.)

Nach dem Mittelalter sind die Reisemotive durchaus weltlicher Natur. Man reist immer mehr, um fremde Sitte und Kultur kennen zu lernen, seinen Gesichtskreis zu erweitern, sich zu verfeinern — und schließlich nur, weil es einfach Mode ist.

Es ist klar, daß mit dieser Dekadenz des Reisezweckes, da das Ziel immer mehr an ernster Wichtigkeit einbüßt,

den Reisenden nach und nach die Augen aufgehen für Kuriositäten, Absonderlichkeiten des Reiseweges, und daß unter diesen Kuriositäten des Reiseweges auch die Landschaft eine Rolle zu spielen beginnt.

Hand in Hand mit dieser kulturell-weltanschaulichen Wandlung geht eine Entwicklung des landschaftlichen Formgefühls. Während der Zeit der Befangenheit im klassizistisch-französischen Geschmack war die Blicklinie unter der eine Landschaft als schön erschien, einzig die Horizontale gewesen. In andern Worten: Schön (mit dem Hintergedanken der Nützlichkeit) ist allein die Ebene. Die Revolution gegen diese Geschmacksrichtung ist nun nirgends so stark, wie in England: die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts bringt dort in größtem Umfange ein Wiederaufleben der gotischen Architektur. Und das vertikale Moment, das in der Architektur entzückt, beginnt man nach und nach auch in der Landschaft zu schätzen. Baustil und Gebirge werden häufig verglichen. Es ist kein Zufall, daß die Engländer die Ersten sind, die mit Begeisterung in die Alpen reisen.

Aber nicht nur gewöhnt sich das Auge daran, vertikal zu sehen — man beginnt auch aufmerksam zu werden auf die Bewegungen, die man in der Landschaft erkennt. Motive, wie der Wind, der über ein Kornfeld streicht, ziehende Wolken, und besonders das Thema des Wassers, sind in den literarischen Erzeugnissen anfangs des 18. Jahrhunderts immer wieder anzutreffen.

Die Beachtung des Rheinfalles als landschaftliches Phänomen beginnt nun einmal da, wo der Blick empfänglich wird für das vertikale Moment in der Landschaft — vorher hatte man etwas, wie den Rheinfall einfach nicht beachtet, weil er nicht in die herrschende Blicklinie hineinpaßte — zweitens an dem Punkte, da der Sinn erwacht für das Lebendige in der Landschaft, wo man also anfängt, dem Wasser als Träger dieses Lebendigen besondere Beachtung zu schenken. Wegen ihrer Höhe, ihrer Lebendigkeit werden die Wasserfälle um die Mitte des 18. Jahrhunderts im eigentlichen Sinne des Wortes Mode.

Doch die vertikale Blicklinie ist neu, und von jeher ist man geneigt, das Neue zu übertreiben. Alles, was einigermaßen steil ist in der Landschaft, wird also ü b e r steil gesehen. In Bild und Wort wird der Fall höher und steiler überliefert, als er das in Wirklichkeit ist (Abb. 2). Anonyme Reiseberichte zu Beginn des 18. Jahrhunderts schätzen ihn auf 60 bis 70 m Höhe. Andere geben die Höhe des Falles ziemlich korrekt an, erwähnen aber, daß er früher höher eingeschätzt, in Tat und Wahrheit also auch höher gewesen sein müsse.

So sagt im Jahre 1776 der Engländer WILLIAM COXE, daß gewisse Reisende von einer Fallhöhe von 40 m gesprochen hätten, gibt aber daneben als eigene Schätzung 15 bis 20 m. „Allerdings", fährt er fort, „vor nicht sehr langer Zeit, vor ein paar Jahrzehnten vielleicht, mögen jene Zahlen richtig gewesen sein. Beide Ufer waren einst verbunden durch eine ebene Felswand — bedeutend höher, als der jetzige Fall. Das Wasser hat diese Wand unterminiert und sie durchbrochen." Die Felsstücke, die jetzt noch im Falle stehen, sollen Reste dieser alten, hohen Felswand sein (Abb. 3). „Noch jetzt", sagt COXE weiter, „können sich alte Leute in Schaffhausen erinnern, wie einst das erste große Felsstück aus dieser geraden Mauer losgebrochen war".

Neben dem Problem der Höhe interessiert COXE sich besonders für die Farbe. Er staunt über das klare Meergrün des Wassers, das sich auch dort erhalte, wo das Wasser über die Felsen hinunter g l e i t e ; erst unten verschwindet es unter weißem, tosendem Schaum. Dann geht COXE um das ganze Rheinfallbecken herum, um herauszufinden, von wo „der Fall als Bild" am schönsten wirke. Dieser Wunsch, den Fall als B i l d zu genießen — das ist keine bloß COXE'sche Eigentümlichkeit. Es ist um diese Zeit in England nichts weniger als stehender Gebrauch, eine Landschaft, welchen Charakter sie auch habe, nur dann schön zu finden, wenn sie einem Gemälde gleicht. Diesem Bedürfnis nach bildhafter Landschaftsschau zufolge wird im Schloß Laufen gegen Ende des 18. Jahrhunderts die berühmte „Camera Obscura" eingerichtet. „Es ist viel

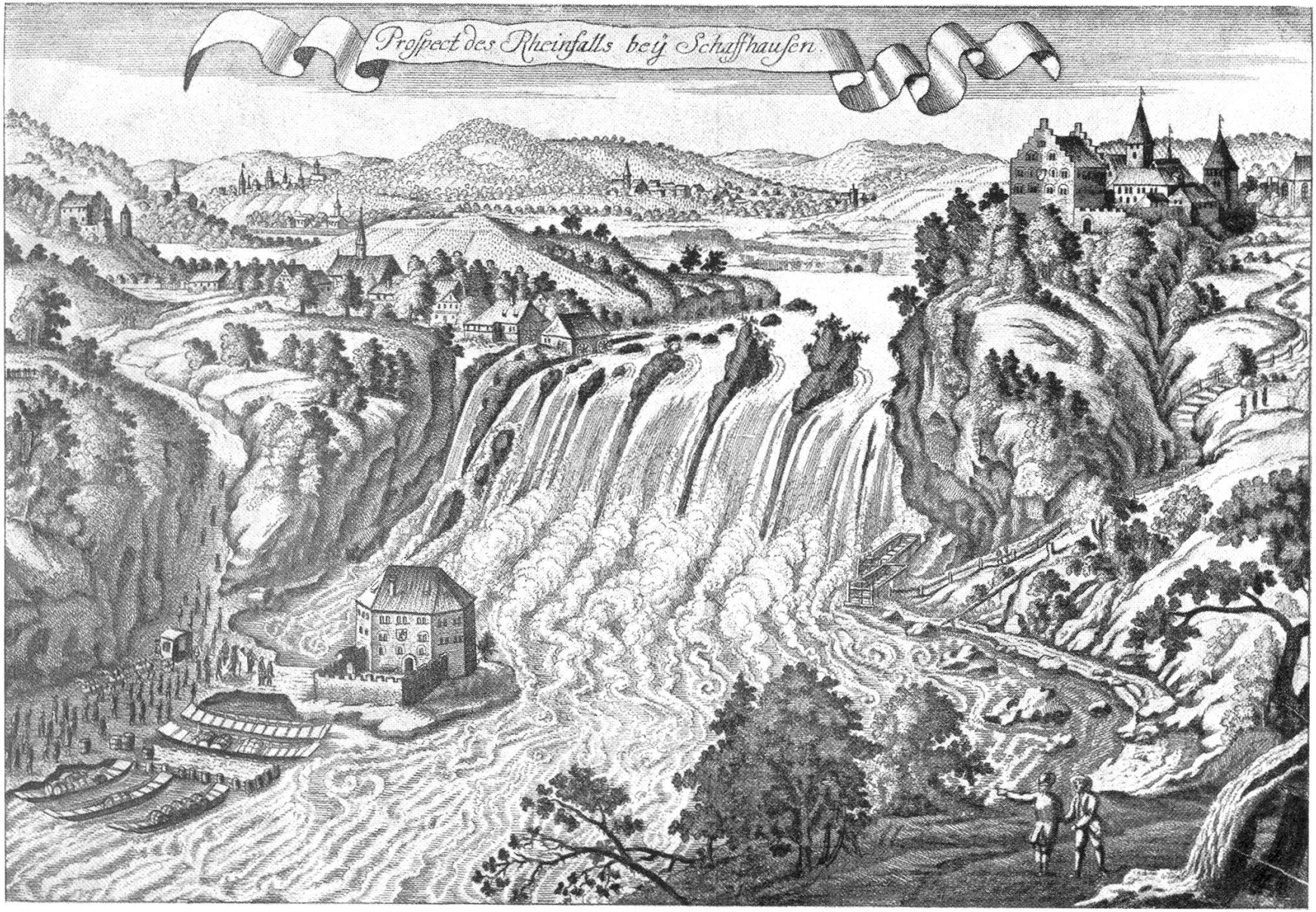
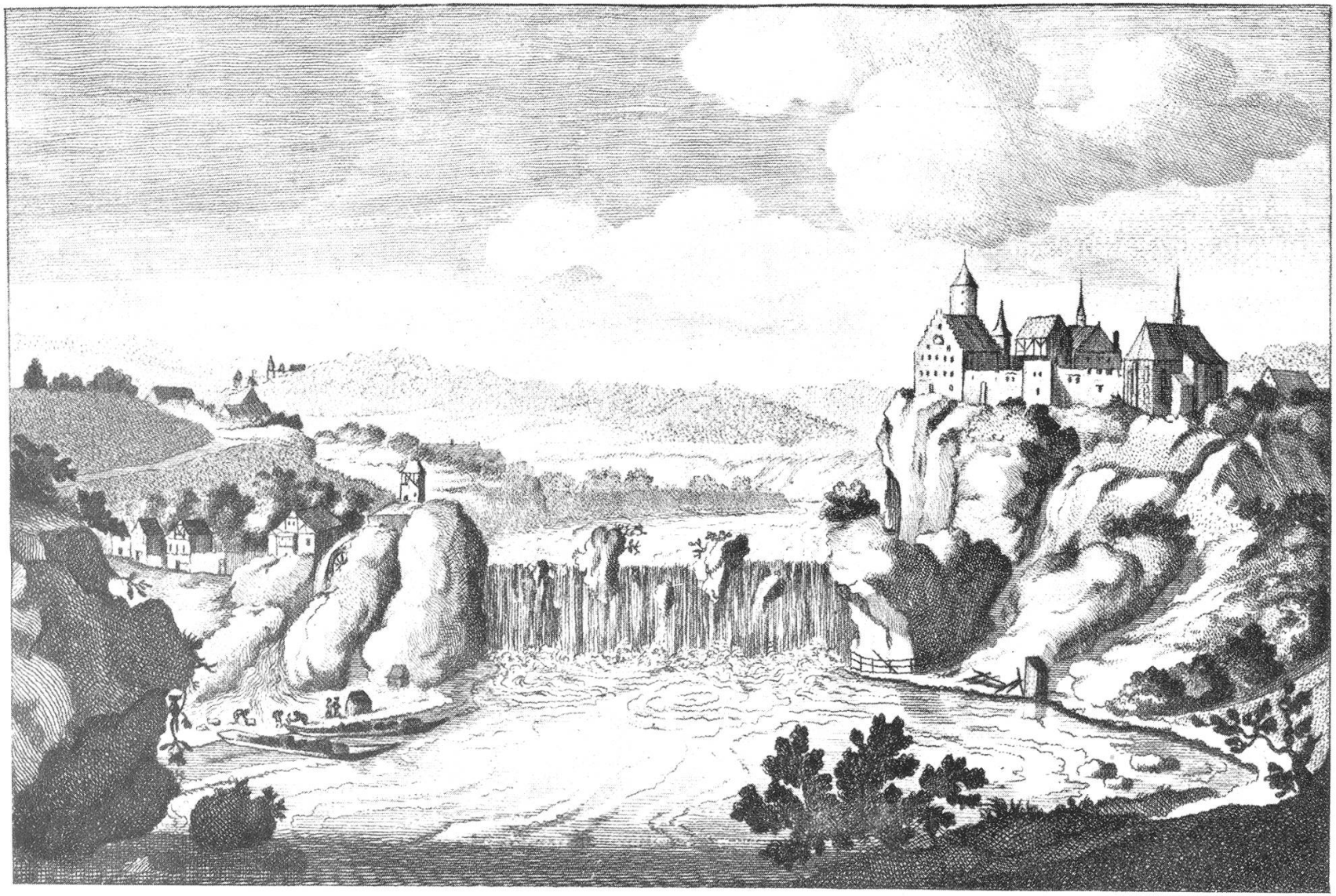
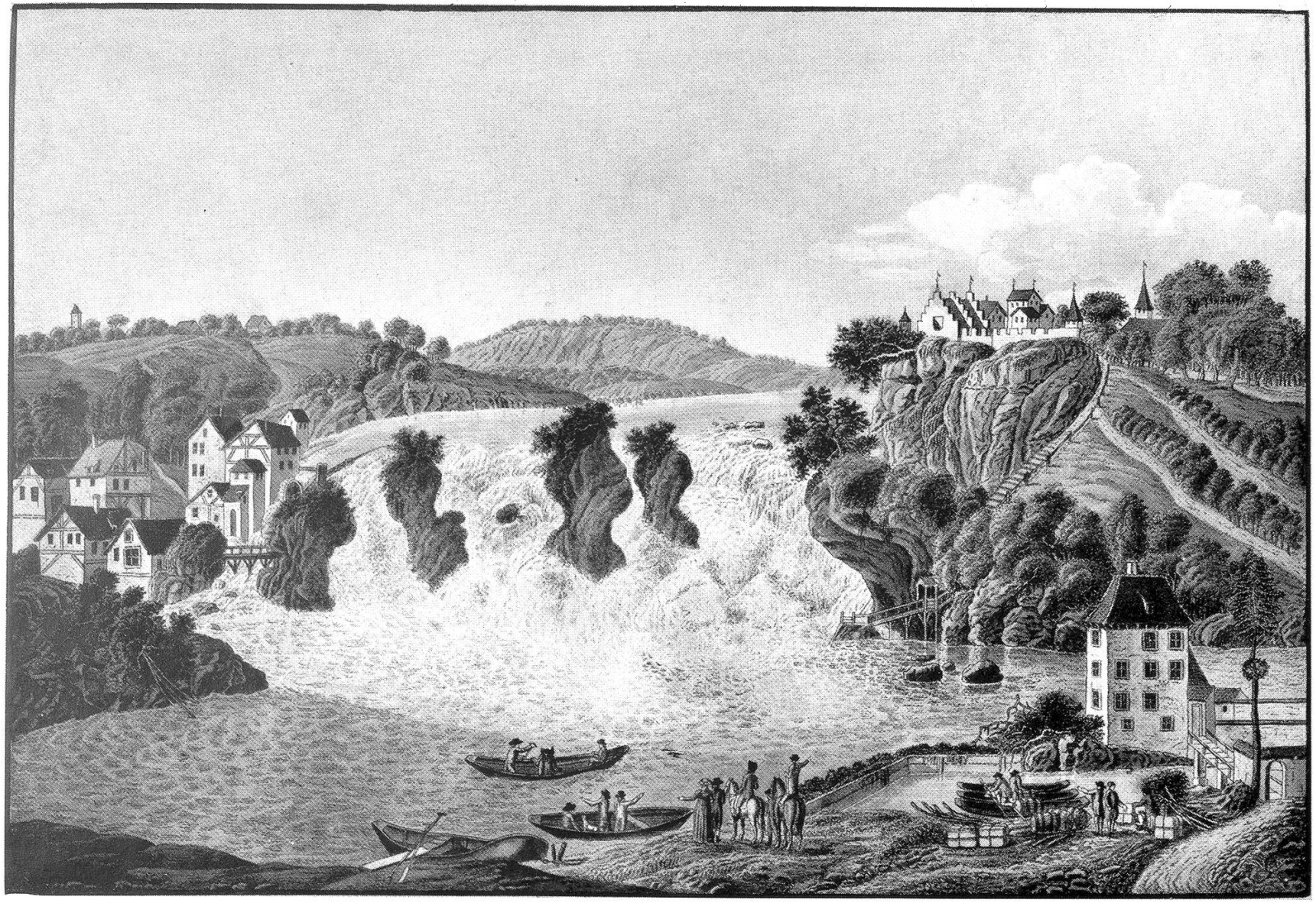


Abb. 2.



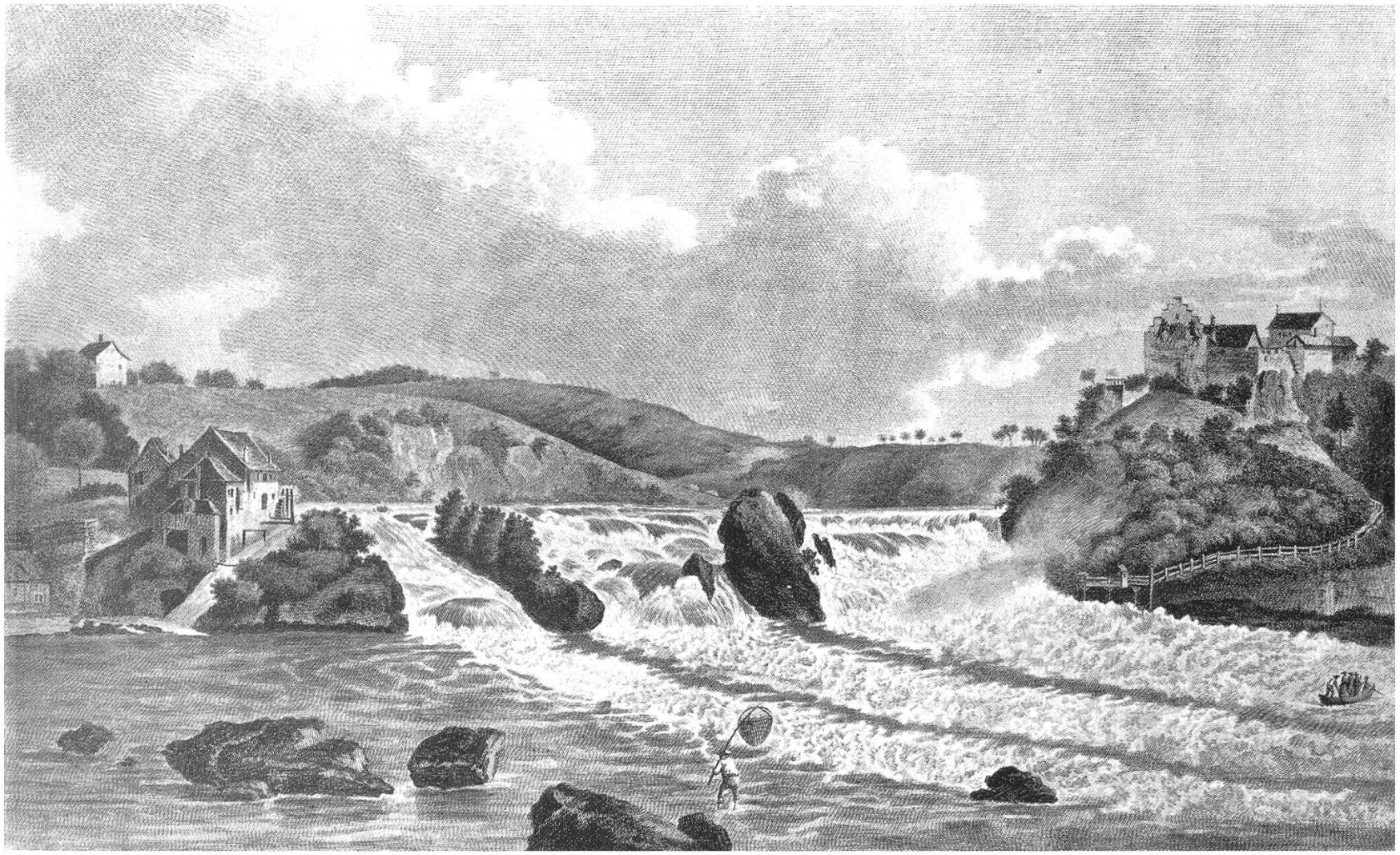
De groote WATERVAL van den RHYN, by SCHAFHAUSEN.

Abb. 3.



VUE DE LA CHUTE DU RHIN À LAUFFEN PRÈS DE SCHAFFHOUSE EN SUISSE.

Abb. 4.

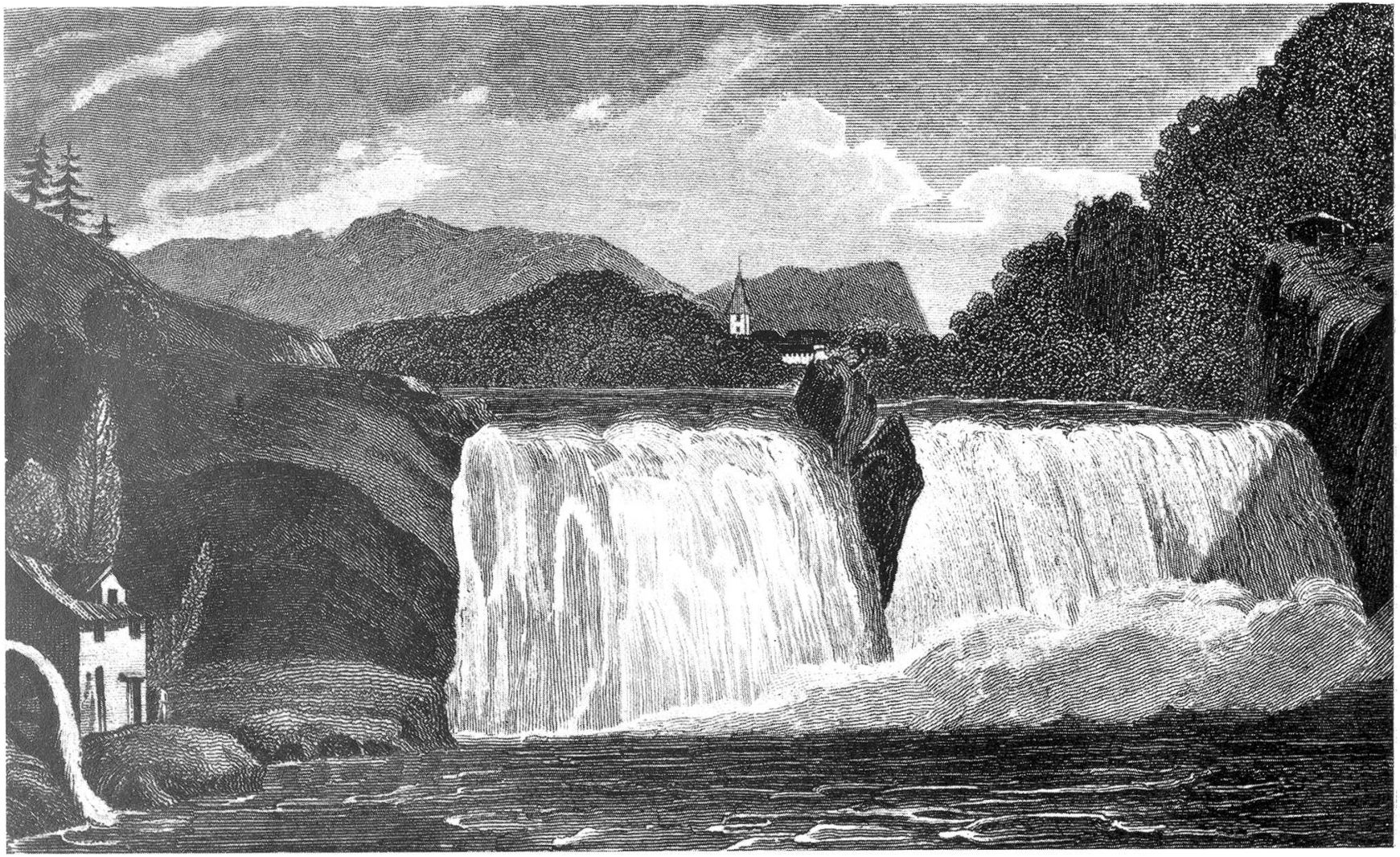


I.RE VUE DE LA CATARACTE DU RHIN,

Prise dans les Vignes du Coté des Moulins de Lauffen, dans le Canton de Zurich.

A.P.D.R.

Abb. 5.



FALL OF THE RHINE NEAR THE BRIDGE AT SCHAFFHAUSEN.

Abb. 6.

schöner, den Fall in einem schwarzen Rahmen, als eine weiße, ewig sich bewegende Miniatur zu sehen, als draußen unter freiem Himmel“ — so urteilen viele Reisende.

Zehn Jahre nach COXE reist Professor MARTYN an den Rheinfall. Er berichtet, daß das Wasser „wie ein dreiteiliges Tuch majestätisch herunterfließe“. Ähnliches, von einem „Tuche, das heruntergerollt wird“ (Abb. 1, Titelbild), liest man in anonymen Berichten noch der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts. Es sind das nichts anderes, als Reminiszenzen aus einer früheren Zeit, als die Landschaft noch völlig unlebendig und stabil gesehen wurde. So wenig ist man an das Lebendige in der freien Landschaft gewöhnt, daß selbst das Wasser in starren Formen beschrieben wird, die aus dem Innenraum entliehen sind.

Dieser Eindruck einer verhältnismäßig schwerfälligen Beweglichkeit wird unterstrichen durch die Farben. Ausnahmslos wird die grüne Farbe des Rheines gerühmt, und für die meisten Berichterstatter des 18. Jahrhunderts behält das Wasser diese Farbe auch dort, wo es fällt. Nur drüben, auf der Zürcherseite, kann sich niemand mehr dem Eindruck des weißen Schaumes entziehen. Aber dieser weiße Schaum wird irgendwie als dem grünfließenden Wasser aufgesetzt empfunden. In den 90er Jahren heißt es einmal sehr hübsch: „Der Gischt schwebt über dem Rheinfall, wie eine weiße Blüte über einer meergrünen Tiefe“. Doch wo das Wasser grün fließt, fließt es ziemlich ruhig. Das mußten auch die wasserkundigen Engländer wissen. Wenn sie also das Wasser grün über die Felsen hinunterfließen oder -gleiten lassen und es zugleich wie ein Tuch sehen, so beweist das nur — trotzdem immer wieder versucht wird, mit klingenden Adjektiven die Gewalt des Sturzes auszumalen — wie wenig lebendig, wie wenig als eigentlicher Sturz der Fall im Grunde empfunden wird.

Ganz am Ende des 18., aber besonders im 19. Jahrhundert, ändert sich das grundsätzlich. Dann sieht man das Wasser nicht mehr in dieser fast körperlich-flächenhaften Gebundenheit, sondern es zersprüht, löst sich im eigent-

lichen Sinne des Wortes auf. Der soeben erwähnte MARTYN weiß noch nichts davon.

Fast zur selben Zeit, wie MARTYN, stattet ein gewisser THOMAS WATKINS dem Rheinfall einen Besuch ab. Auch er erzählt von einem „grün dahingleitenden Strom". Erst Gischt und Schaum, wie er sie vom Känzeli aus sieht, machen ihn das grüne Gleiten vergessen. Aber dieses Gischt- und Schaum-Schauspiel läßt ihn eine etwas eigentümliche Hypothese aufstellen. Er sagt sich, daß die Gewalt des Wassers den Felsgrund aushöhle, geht dann aber weiter zu der Annahme, daß das Wasser das herausgewaschene Gestein sogleich bis in die feinsten Teile zerkleinere. So heißt es in seinem Bericht: „Wenn der ganze Wasserkörper des Rheines über diesen 30 m tiefen Abgrund hinunterdonnert, so produziert er Wolken von Feldspat, die zu einer beträchtlichen Höhe steigen".

Einer der schönsten Berichte über den Rheinfall findet sich im Reisetagebuch der HERZOGIN VON DEVONSHIRE (1796). Sie will den Rheinfall mit allen Sinnen erleben. Schon von weitem sieht sie dort, wo der Fall sein soll, „einen Rauch, wie von tausend springenden Quellen"; sie hört einen Lärm, „wie von 20 Schmiedehämmern". „Die Wälder verstärken das Geräusch durch ein mannigfaches Echo." Dies ist einer der ersten Fälle, wo von Echo gesprochen wird. Ein anonymer Bericht aus dem Jahre 1790 gibt sich auch mit der Frage des Echos ab. Der Verfasser kommt von Rußland und vergleicht das Echo des Rheinfalls mit dem der Kaskade von Narva — zum Vorteile der letzteren. Denn dort ist das Land flach, das Geräusch hat also Raum, sich auszubreiten. Der Rheinfall dagegen ist von Bergen umgeben, und diese Berge „hemmen und verhindern das Echo".

Doch zurück zur HERZOGIN VON DEVONSHIRE: sie bemerkt, daß der Fall, entgegen so vielen Berichten und Bildern, „nirgends senkrecht abstürzt, sondern, daß er sich um schräge, manchmal fast gewundene Felsen, die voll von Löchern sind, herumkräuselt" (Abb. 4). In gewissen Beleuchtungen sehen die Felsen aus, wie „gigan-

tische Ruinen". Einer der Felsen ist völlig durchbohrt. Er bildet „eine Art Mund für das Wasser, das wie ein Kanonenball daraus hervorschießt". Die ganze durchlöcherte Felsoberfläche erinnert sie an die äolischen Höhlen Vergils — nur daß die Musik nicht wie dort vom Wind, sondern vom Wasser gespielt wird. Sehr anmutig beschreibt sie das Fallen des Wassers: „Vor dem eigentlichen Absturz gleitet der Fluß über einen etwa 2 m hohen Rand; er gleitet weich und ist anzusehen wie ein runder, dunkelblau polierter Flint. Dann wird er ergriffen und hinuntergewirbelt, und zuletzt beginnt der Schaum, über dem ein Regenbogen steht." Aber trotz des Schaumes — der Hauptstrom ist auch für sie in der Tiefe „undurchdringlich dunkel". „Das Meergrün ist unter Schaum und Rauch, unter Pyramiden von Nebel nur verborgen." Im Rheinfallbecken unterscheidet die Herzogin zwei Strömungen: eine, die nahe am Laufenfelsen vorbei, direkt flußabwärts fließt, und eine andere, die rundherumgerissen wird, gegen das Schlößchen Wörth hin. Man schwimme ja nicht in dieser Strömung, peitscht sie doch gegen das Ufer, wie Meereswogen; man könnte am Schlößchen Wörth zerschellen. Und nicht nur wild wie das Meer ist das Wasser, sondern es hat hier auch dessen salzigen Geruch. Auch zum mittleren Rheinfallfelsen läßt sich die Herzogin rudern. Hier endlich löst sich für sie das Grün des Wassers in helle, bewegte Farben auf. Das Wasser wird an ihr vorüber in die Luft geworfen, wie „ein aus der eigenen Tiefe lebender und bewegter Körper". Von Panik ergriffen kehrt sie ans Ufer zurück; sie ist vielleicht die Erste, die die Lebendigkeit des Wassers wirklich erfaßt hat.

Ihre Reiseskizzen werden 1816 in deutscher Sprache herausgegeben von einem gewissen J. R. WYSS, Professor der Philosophie in Bern. Wenn für die HERZOGIN VON DEVONSHIRE der Rheinfall schon Meeresduft atmet, so ist zu sagen, daß der Geruchssinn des Herrn Professor noch feiner ausgebildet ist; er schreibt 1821 in das schweizerische Taschenbuch „Alpenrosen": „ . . . endlich an zwei hochragenden Felstürmen zerspaltet der andringende Wogenschwall, und er wirft sich hinab mit einer Reibung, die

fast unablässig den Geruch von feuergebenden Kieseln verbreitet". Wieder andere Reisende wollen einen starken Fischgeruch wahrnehmen am Rheinfall.

Dieses Einbeziehen aller Sinne, das Suchen nach neuen Motiven, um die Reize des Rheinfalls voll erfassen zu können, es bedeutet im Grunde nichts anderes, als Verlegenheit. Denn im Grunde ist ja das, was sich über den Rheinfall als Landschaftsphänomen von einem durchschnittlichen Reisenden sagen läßt, längst erschöpft.

So bringen auch die Berichte des beginnenden 19. Jahrhunderts kaum mehr etwas Neues. Geschmacksverirrungen — wie die Diskussion des Geruchs — kommen keine mehr vor. Man beschränkt sich fortan auf die Diskussion des visuellen Eindruckes. Art und Höhe des Falles interessieren. Immer weniger sieht man das fallende Wasser als etwas körperhaft-flächenhaftes. Der grüne Untergrund verschwindet — immer mehr löst er sich in Helligkeit und Bewegung auf. In einem Berichte der 20er Jahre ist der Rheinfall nur „eine weißliche neblige Wolke, von innen heraus bewegt und so kaum mehr zur Erde gehörig".

AGASSIZ (englischer Marineleutnant) sagt im Jahre 1833: „Ein ungeheures Volumen von Wasser fliegt mit der Schnelligkeit eines Blitzstrahles gegen einen fürchterlichen Abgrund — bevor er ihn ganz erreicht, wird er verwandelt und aufgelöst in eine weiße Masse von Schaum und Gischt". AGASSIZ dürfte wohl der Letzte sein, der von einem „fürchterlichen Abgrund" spricht. Seine Zeitgenossen sind in dieser Hinsicht fast sämtlich enttäuscht. Der Fall ist nicht so hoch, nicht so steil, wie man ihn sich vorgestellt hat.

MARIANNE COLSTON schreibt 1822: „Der Anblick ist zwar überraschend. Doch wenn ich ehrlich sein will, so bin ich enttäuscht, weil er nicht sehr hoch ist. Viele Wasserfälle in der Schweiz sind höher. Aber dieser Mangel wird kompensiert durch die Breite!"

Woher dieser Wandel? Man hat sich ja schon im vorhergehenden Jahrhundert alte Reiseberichte in Erinnerung gerufen, die dem Fall eine größere Höhe zugeschrieben hatten, als es den Tatsachen entsprach. Aber wenn auch

ein Unterschied zwischen Überlieferung und Tatsache bestand — es wäre niemandem eingefallen, an der wirklichen Höhe des Rheinfalles Kritik zu üben. So, wie er war, war er immer einzigartig, schön und unvergleichlich. Und nun wendet man sich davon ab, achselzuckend. Wie sagt Marianne Colston doch?: „Viele Wasserfälle in der Schweiz sind höher". In diesem einen Wort liegt die Erklärung für den ganzen Wandel: Man ist weiter in die Schweiz hineingekommen und hat die Berge entdeckt, oder besser — denn ästhetisch haben einzelne sie ja schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts gewürdigt — die große Touristenmasse interessiert sich jetzt für sie. Nachdem früher nur die Gegend um den Genfersee, der Jura, bereist worden war, ergießt sich, besonders nach Aufhebung der Kontinentalsperre im Jahre 1814, der Touristenstrom durch die Alpen. Ein Hauptzentrum des Verkehrs wird das Lauterbrunnental mit dem Staubbach. Was Wunder, daß jetzt, da man neue Maßstäbe bekommt für das, was Höhe heißt, und mit diesen neuen Maßstäben auch den Rheinfall mißt — was Wunder, daß er jetzt enttäuscht?

Neben einem neuen Höhenmaßstab bringt der Alpenreisende noch andere neue Begriffe an den Rheinfall. Er hat Gletscher gesehen und sie ziemlich aufmerksam und, wie er glaubt, nicht ganz naiv betrachtet — denn BUFFON und SAUSSURE sind ins Englische übersetzt worden und es gibt wenige Alpenreisende, die diese Werke nicht kennen. Seine Kenntnisse von den Gletschern sucht so der aus den Bergen zurückkehrende Tourist — wohl wieder einem Drang nach Originalität zufolge — am Rheinfall nochmals zur Anwendung zu bringen. In einem Bericht aus dem Jahre 1831 heißt es: „Um uns herum schäumt und kocht der Gischt, wie wenn er ein Schneekörper wäre, in seltsame und heftige Bewegungen gebracht". Oder, 1835: „Der Rheinfall sieht aus wie ein enormer dreiteilig fallender Gletscher (Abb. 5), der durch die Wucht des Stoßes in Millionen von Eisteilchen zersplittert worden ist". 1836 sagt wieder ein anderer: „Der Gischt tritt völlig eisig, gletscherartig in Erscheinung". Diese paar Beispiele mögen genügen. Das Moment des Gletschervergleiches schwindet

auch bald wieder aus der Reiseliteratur. Aber die andere Wirkung des Alpenreisens schwindet nicht: Der Rheinfall hat seine Höhe, seine Erhabenheit, an die Alpen verloren. Man könnte fast sagen: um seiner Höhe willen fing man einst an, ihn zu bewundern — 100 Jahre später wird er um ebenderselben Höhe willen wieder gleichgültig. Zwar sucht man, wie oben angedeutet, die mangelnde Höhe durch Breite zu kompensieren. Aber auch für die Breite wird ein neuer Vergleichsmaßstab herbeigezogen — die Niagarafälle (Abb. 6), und natürlich zieht der Rheinfall auch bei diesem Vergleich wieder den kürzeren.

Ob also mit dem Maßstab der Höhe oder der Breite gemessen: der Rheinfall versagt. Felszerklüftungen finden sich weit interessantere in den Alpen; der weiße Gischt interessiert nicht mehr — Gletscherbäche sind noch weißer.

Die landschaftliche Schönheit des Falles wird durch die an seinem Ufer aufblühende Industrie nicht verbessert; vor 100 Jahren hat man also — obwohl gerade die damalige Zeit im Zeichen der aufstrebenden Industrie stand — nicht viel anders geurteilt, als heute.

FENIMORE COOPER (Amerikaner, Verfasser des „Lederstrumpf") bemerkt bei Anlaß seiner zweiten Schweizerreise im Jahre 1836: „Wir kamen durch eine schmutzige Straße, zwischen Schmieden und Mühlen hindurch zum Fall. Welch ein Zugang zu einem Katarakt! Wenn ich daran denke, daß der Niagara ähnlich „verschönert" werden könnte, schaudert mich! Glücklicherweise kommt des Menschen Macht seinen Wünschen nie gleich; so wird eine Mühle an der Seite eines Weltwunders, wie es der Niagara ist, immer nur eine Mühle sein. Der kleine Rheinfall dagegen wird beinahe erdrückt durch den Geist der Industrie. Er gefiel mir diesmal noch weniger, als früher; und doch bin ich überzeugt, daß mit einigen wenigen passenden Verschönerungen er eine der hübschesten aller hübschen Kaskaden sein könnte, die man kennt. Aber wie die Dinge liegen, sieht er hoffnungslos aus!" Hübsch könnte der kleine Fall also vielleicht sein, aber so . . . sieht er hoff-

nungslos aus. Man sieht: der Rheinfall hat seine Rolle, ästhetisch betrachtet, ausgespielt — und das im Jahre 1836!

Zunächst merkt man das ja dem englischen Touristenstrom, der sich auch während der nächsten Jahrzehnte über unsere Gegend ergießt, nicht an. Aber nach und nach macht sich die Tatsache immer fühlbarer, daß der Rheinfall nur eine Durchgangsstation ist auf dem Wege nach den Alpen, flüchtiger oder überhaupt keiner Beachtung wert. Der Verkehr nimmt ab; das Hotel Schweizerhof muß geschlossen werden. Die Fremden, die heute den Fall noch besuchen, sind nur Epigonen der Glanzzeit der Rheinfallmode, am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Dies, meine Damen und Herren, soll Ihnen ganz schematisch und in kurzen Umrissen zeigen, welchen Veränderungen die Beurteilung des Rheinfalles unterworfen war — und immer noch ist. Es ist ein Stück Geschichte vom Wandel des menschlichen Geschmackes, das wir hier aufgerollt haben — des Geschmackes, der es immer wieder wagt, seine kleinen Maßstäbe an Erscheinungen zu legen, die der Volksmund „ewig“ nennt, und dies „Ewige“ zur Mode oder Nicht-Mode zu stempeln. Eigentlich eine Paradoxie!

ABBILDUNGEN.

Abb. 1. (Titelbild) „Cataracta Rheni."
Holzschnitt aus SEBASTIAN MÜNSTERS Cosmographiae univers. Lib. VI. 1559.
Früheste bis jetzt bekannte Rheinfalldarstellung.
Charakteristisch für die künstlerisch wenig lebendige Auffassung des Wassers, das „fällt wie ein Tuch."

Abb. 2. „Prospect des Rheinfalls bey Schaffhausen".
Nach einem Holzschnitt aus MERIANS Topographia Helvetiae von 1642.
„Eigentliche Bildtnuß des großen Wasserbruches oder Falls des Rheins im Lauffen, Cataracta Rheni genannt." Verkleinerte Wiedergabe.
Typisch für die perspektivische Ueberhöhung des Falles.

Abb. 3. „De groote Waterval van den Rhyn by Schafhausen."
Holländischer Stich aus dem 17. Jahrhundert (wahrscheinlich lich von JAN WYNANTS, Landschaftsmaler aus Harleem).
Verkleinerte Wiedergabe.
Auffassung des Falles als einer geraden Mauer kommt sehr klar zum Ausdruck.

Abb. 4. „Vue de la Chute du Rhin à Lauffen près de Schaffhouse en Suisse".
Darstellung aus dem Jahre 1777.
Vermutlich Erinnerungsblatt an den Besuch Kaiser Ferdinand I. am Rheinfall. Verkleinerte Wiedergabe.
Illustration der „gewundenen Felsen", um die sich das Wasser „herumkräuselt".

Abb. 5. „Vue de la Cataracte du Rhin."
Französischer Stich aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, nach einer Zeichnung von NICOLAS PERIGNON, Zeichner, Maler und Kupferstecher (geb. 1716). Verkleinerte Wiedergabe.
Im Gegensatz zu den obigen Bildern ist hier die Breite und Niedrigkeit des Falles betont. Das langgestreckte dreiteilige Schaumbad erinnert etwas an Gletscher-Darstellungen, wie man sie in früheren Topographien (vgl. z. B. Gletscherbilder bei HERRLIBERGER) häufig findet. Unterhalb des Schlosses Lauffen zersprühender Gischt.

Abb. 6. „Fall of the Rhine near the Bridge at Schaffhausen.“
Englischer Stich nach einer Zeichnung von CRAIG, aus dem Jahre 1812. Verkleinerte Wiedergabe.
Erinnert in der Art etwas an den Niagarafall.

Die hier beigegebenen Bilder sind sämtliche Reproduktionen von Blättern, die im Museum zu Allerheiligen liegen, und mir von Herrn Direktor Dr. K. Sulzberger gütigst zur Verfügung gestellt wurden.